



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Katholische Erzähler der Neuzeit

Keiter, Heinrich

Paderborn, 1880

Antonie von Haxthausen.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15316

Antonie von Harthausen.

Gegen Ende des Jahres 1877 erließ die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn ein Preisausschreiben für Novellen. Bedingung waren: Umfang von mindestens zweihundert und fünfzig Seiten und Auffassung des Lebens in katholischem Geiste. Wider alles Erwarten liefen nicht weniger als drei und dreißig Arbeiten ein, und von diesen verdiente, nach dem einstimmigen Urtheile der kompetenten Preisrichter, der Herrn Grimme, Hülskamp und Lindemann, die Novelle „Mädchenleben“ von Freifräulein Antonie von Harthausen den zweiten Preis von fünfzehnhundert Mark.

Das Buch liegt vor und das Urtheil der Leser wird nicht anders lauten, als das Gutachten der drei Preisrichter. In der That ist das Erstlingswerk der Nichte Annetens von Droste ein Beweis ganz hervorragenden Talentes. Eine echte Dichterin tritt uns entgegen, aber auch eine echte Künstlerin. Wir haben es in ihrer Novelle nicht mit einem schüchternen Versuche, sondern mit einem ausgezeichneten dichterischen, wenn auch nicht ganz makellosen Kunstwerke zu thun. Nicht tastend und suchend, sondern mit ruhiger Sicherheit tritt die Dichterin auf. Und schon diese Sicherheit, dieses ruhige Bewußtsein der eigenen Kraft nimmt den Leser gefangen. Er erkennt: dieser Geist weiß, was er kann, und er wird sein Können niemals überschätzen und demgemäß durch unnatürliche Uebertreibung den Leser nicht beleidigen.

Eine kernige Natur, echt westfälische seelische Gesundheit spricht aus jeder Zeile. Annette von Droste's Geist lebt wieder auf und schwebt sichtbar über der ganzen reizenden Novelle. Da ist trotz aller Zartheit der Empfindung, trotz all' der gewaltigen seelischen Erschütterungen, trotz aller ergreifenden Scenen keine Spur von krankhafter Sentimentalität — da ist das echteste natürlichste Fühlen, der treueste Ausdruck des Lebens wie es ist. Keine dämmernde Gefühlseligkeit, kein nebelhaftes Wiegen in „unendlichen“ Liebeschmerzen, kein wollüstiges Behagen an Herzensweh und Entfagungsqual — überall die unverfälschte Realität. Und doch ist alles anmuthend, so reizend, so übergossen von dem Schimmer dichterischen Sonnenglanzes, daß der Leser sich nicht trennen kann von dem herrlichen Gebilde.

Die Handlung allein kann solche Wirkungen nicht hervorbringen. Es sind nicht ungewöhnliche Ereignisse, nicht neue, nie dagewesene Combinationen, nicht überraschende Verwicklungen — es ist das alte, schon oft gesungene und nie ausgefungene Lied von den Herzen, die sich suchten, lange suchten und viele Qual erdulden mußten, weil Verkennung und Mißtrauen eine unübersteiglich scheinende Schranke bildeten. Es ist das alte Lied von den Liebenden, die sterben mußten, ohne ihres Herzens Sehnsucht gestillt zu haben. Es ist das alte Lied — nicht einmal in einer neuen Variation, aber es ist ein Lied, das ewig jung bleibt und nie zu oft gesungen werden kann, wie unsere Landsleute von heute noch singen gleich unsern Vorfahren vor tausend Jahren:

Et wafen twei Kunnigskinner, de hadden enander so leef,
Se kunden bisammen nich komen, dat Water was vel to deef.

Das Wasser ist es nun freilich nicht, was die beiden Königs-
kinder trennt, sondern das eigene Herz und böse Zungen.
Man höre nur.

Baron von Elmeringsen lebt mit seinem Sohn Raban und seinen Töchtern Mechtild, Erika und Hildegard frohe Tage auf Schloß Elmeringhausen, bei ihnen zu Besuch Graf Hartfels, der bald Mechtild's Herz gewonnen. Tante Friederike, die gerade auf dem Schlosse weilt, sieht mit mißgünstigen Augen das Glück der jungen Leute und reizt ihren Neffen, den Baron, gegen Hartfels auf. Dessen bedurfte es kaum, denn für den Baron ist es genug, daß Hartfels ohne Vermögen und Protestant ist, er fährt den Arglosen in barschester Weise an und weist ihm unverblümt die Thür. Solcher Aufforderung vermag Hartfels' Ehre nicht zu widerstehen, er reißt sofort ab. Mechtild ist unglücklich, eine Gehirnentzündung wirft sie auf ein langwieriges Krankenlager. Die Tante sieht ohne Reue das Glend des jungen Mädchen's, sie wirft sogar auf Erika, die ihr in heftigen Worten ihre Bosheit vorhält, ingrimmigen Haß.

Ein neues Unglück folgt bald. Raban bekommt einen Blutsturz und stirbt. Der alte Baron ist trostlos, ein Kind hat er gänzlich verloren, das andere ist in seinem innersten Wesen geknickt und beidemale muß er sich selbst die Schuld zuschreiben.

Nach langer Trauer gilt der erste Ausflug der Frau von Wartotten in Gerten, deren Söhne und Töchter Jugendspielen der Kinder von Elmeringhausen sind. Hier lernt Erika einen jungen Mann kennen, von dem sie sich wechselweis mächtig angezogen und abgestoßen fühlt. Es ist Wilderich von Dorneck. Ihm dagegen kommt Erika anfangs ungemein unbedeutend vor, nach und nach muß er ihre geistige Kraft und die seelische Schönheit ihres Angesichtes bewundern. Dies Zusammentreffen bleibt vorläufig ohne Folgen. Wie aber staunt Erika, als sie nach einigen Wochen eben diesen Dorneck als den künftigen Herrn von Elmeringhausen, als den Sproß einer entfernten Linie, an welche

Elmeringhausen bei dem Mangel männlicher Erben übergeht, sich vorstellen sieht! Es entwickelt sich zwischen Wilderich und den drei Mädchen ein höchst glückliches Verhältniß. Der alte Baron sieht es mit Vergnügen und wünscht nichts sehnlicher, als daß Wilderich eine seiner Töchter zur Gemahlin nehme. In seiner offenen Weise sagt er ihm das gerade heraus und findet schon bereiteten Boden für seine Worte. Wilderich erbittet acht Tage Bedenkzeit, diese aber genügen für Tante Friederike, um Alles zu zerstören. Sie hat längst Wilderich's und Erika's Herz durchschaut; ihr Haß gegen Wilderich, von dessen Vater sie sich betrogen glaubt, treibt sie, die Liebenden zu trennen. Es gelingt ihr nur allzu gut: Wilderich lügt sie vor, Erika wolle Erich Warkotten heirathen, und Erika, Wilderich habe längst eine Braut zu Hause. Von Stund' an tritt zwischen Beiden statt der bisherigen Herzlichkeit trennende Kälte ein. Es hält Wilderich nicht länger in Elmeringhausen, er verreist auf einige Tage, und als er zurück kehrt, erbittet er sich von dem alten Baron die Hand seiner Tochter Hildegard. Etwas verwundert, doch freudig, giebt der Baron sein Jawort und auch Hildegard, die noch halb kindische Hildegard, zögert nicht. Erika ist außer sich vor Schmerz. Erst bei den guten Nonnen in Marienthal findet sie die Ruhe ihres Herzens wieder. Sie lebt dort zufrieden und ruhig, bis eine plötzliche Krankheit ihres Vaters sie nach Hause ruft.

Auch Wilderich weilte fern von Elmeringhausen bei seiner Mutter. Hier trifft ihn ein liebevoller Brief Hildegard's, worin sie ihn bittet, ihr ihr Wort zurückzugeben, weil sie ihn nicht genug liebe. Wilderich liest die Zeilen ohne Bedauern, er hatte ja Hildegard nicht geliebt. Gleichzeitig aber erhält er ein Telegramm, daß der alte Baron am Schlage gestorben. Er eilt sofort hin.

Auch Graf Hartfels eilt nach Elmeringhausen und denkt nun Mechtild heimführen zu können. Zu seinem Schmerze macht aber Mechtild, die ihn mit hoher Freude empfängt, jetzt gegen ihre Verbindung denselben Einwand geltend wie ehemals ihr Vater: die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Hartfels will seinen Glauben nicht zum Opfer bringen, er reißt wieder ab. Mechtild scheidet noch einige Zeit hin, dann stirbt sie am Herzschlag. Die vereinsamten Schwestern Erika und Hildegard ziehen nach Münster.

Wilderich lebt sehr zurückgezogen auf Elmeringhausen. Eines Tages entdeckt er ein geheimes Fach in seinem Schreibtisch, er läßt es öffnen und findet zu seinem Erstaunen in demselben Blumen und Bleifeder-skizze von Erika's Porträt. Beides hatte Wilderich auf seinem Zimmer liegen lassen. Daß Erika diese kleinen Andenken so sorgsam bewahrt, ist ihm ein Beweis der Liebe; er schreibt ihr sofort einen langen Brief, den er postfertig auf den Tisch legt. In diesem Augenblicke tritt Tante Friederike bei ihm ein. Nach einem kurzen Gespräche erspäht sie den Brief an Erika, schnell erbietet sie sich, ihn an Erika zu besorgen. Der Brief kam nie an seine Adresse; sie unterschlug ihn.

Vergebens wartet Wilderich auf Antwort. Nach einigen Tagen geht er selbst nach Gerten herüber, um Erika zu sehen. Sein Staunen und sein Unmuth wird groß, als sie ihm begegnet wie immer. Gefränkt wirft er sich in seinen Wagen, Erika sieht es mit heimlichem Schmerz. Wilderich's Pferde gehen durch, er ist in höchster Gefahr, da wirft sich Erika den Pferden entgegen, hängt sich an die Zügel und läßt sich schleifen. Bald stehen die Pferde. Wilderich trägt die ohnmächtige Erika nach Gerten, und hier finden sich endlich die so lange sich suchenden Herzen. Gleichzeitig sendet Wilderich's Haushälterin das Couvert von Wilderich's Brief an Erika,

das sie in Tante Friederike's Zimmer gefunden. So löst sich auch dieses Räthsel.

Das ist die ganze Handlung! Was sofort an ihr auffällt, ist der deus ex machina, der durchgehende Wagen. Es bedurfte wahrlich eines solchen unkünstlerischen Mittels nicht, die Verwicklung einer befriedigenden Lösung entgegen zu führen. Sag doch die Aufklärung so nahe, als die alte Wirthschafterin Wilderich's das Couvert des Briefes an Erika fand.

Weiter dürfte es auffallend erscheinen, daß Erika bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Dorneck nicht weiß, daß er ein Verwandter ihres Hauses ist. Wissen doch gerade die Adelligen am Besten, wieweit ihre familiären Beziehungen gehen und wer zu ihnen gerechnet werden kann. Man könnte einwerfen, die Damen hätten doch sicher einmal einen Blick in den Gothaer Almanach gethan, um sich von dem Umfange ihrer Verwandtschaft zu überzeugen, aber Erika behauptet Wilderich gegenüber, sie bekümmere sich um den „langweiligen Gothaer“ gar nicht. Dann bleibt aber immer noch die Unwahrscheinlichkeit bestehen, daß Niemand aus dem Barkotten'schen Kreise und Wilderich selbst sie nicht auf die nahe Verwandtschaft aufmerksam gemacht haben sollte. Doch ist das nur eine Kleinigkeit, die dem Ganzen eben so wenig Abbruch thut wie der Umstand, daß Erika bei Dorneck's Verlobung mit Hildegard gar nicht mehr daran denkt, daß er ja nach Tante Friederike's Aussage schon zu Hause eine Braut haben soll.

Bedenklicher erscheint die Stellung der Tante Friederike als böser Dämon in der Novelle. Es macht niemals einen guten Eindruck, wenn ein schlechter Charakter in einem dichterischen Werke die Quelle der Verwicklung sein muß; echt dichterisch ist nur der Conflict, der sich aus den Verirrungen der handelnden Personen selbst ergibt.

Und schließlich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die eigentliche Handlung doch erst mit Seite 66 mit dem siebenten Kapitel, d. h. nach Raban's Tode beginnt. Unbestreitbar sind Wilderich und Erika die Hauptpersonen der Novelle, ihr Schicksal interessirt am meisten, sie stehen immer im Vordergrund. Gut, dann nimmt aber die Episode Mechtild und Hartfels einen unberechtigten Raum ein, sie stört die Symmetrie des Ganzen. Mag eine Episode noch so schön sein — sie muß sich bescheiden neben der Haupt-handlung halten und sich nicht in den Vordergrund drängen.

Schwerlich werden diese wenigen Mängel irgend einem Leser den Genuß verkümmern, sie fallen nur dem auf, der mit aufmerksamem Auge dem Gange der Handlung folgt. Und auch der wird leicht der kleinen Mängel vergessen, er wird mit freudiger Bewunderung anerkennen, wie meisterhaft die Dichterin darzustellen versteht, wie sehr sie die Kunst der Schilderung sich zu eigen gemacht, wie fein sie die Wirkung dieser oder jener plastischen Andeutung zu berechnen versteht. Wo andere Erzähler lange gefühlvolle Schilderungen geben würden, begnügt sie sich mit wenigen, aber kräftig bezeichnenden Worten. So z. B. die wunderliebliche Scene, als Mechtild nach langer Trennung ihren Geliebten wiedersieht.

„Ein stattlicher Offizier in der glänzenden Uniform der Erzherzog-Karl-Uhlanen kommt mit raschen Schritten ihr entgegen. Sie versucht einen Schritt zu machen, ihre Hände fliegen vor Erregung, es stimmert Alles vor ihren Augen, sie wankt, da fangen zwei Arme sie auf. Wolfgang Hartfels ist nach langer Trennung zu seiner Braut zurückgekehrt.

„Bist Du mir treu geblieben, Mechtild?“

„Ja!“ flüstert sie kaum hörbar.

„Hast Du oft an mich gedacht?“

„Alle Tage, jede Stunde meines Lebens!“

Mit jubelndem Entzücken hält er sie umschlungen.“

Wie prunklos, mit welch' holder Einfachheit ist das erzählt, und wie lebendig steht die ganze Scene vor den

Augen des Lesers! Man fühlt mit, man dichtet gleichsam mit und das zu erreichen soll ja eine der Aufgaben des erzählenden Dichters sein. Er soll der Phantasie des Lesers einen weiten Spielraum lassen, soll dessen Seele beim Lesen in dieselben Schwingungen versetzen, in denen die seinige beim Dichten erzitterte. So hat unsere Dichterin es auch bei der folgenden Scene gemacht, als Erika die Nachricht von ihres Bruders Unglück erhält.

„Was ist geschehen?“ war ihr einziges Wort. Als der Bote diese schreckensbleichen Züge, diesen starren Blick sah, brachte er nur mühsam hervor:

„Der junge gnädige Herr“ — — —

„Todt?“ fragte sie heiser.

„Noch nicht, hoffentlich, aber am Sterben. Er hatte einen Blutsturz, gleich nachdem er in Reuscheberg ankam.“

Weiter fügt die Dichterin kein Wort hinzu. Sie fühlte und wußte, daß tausend Worte nicht den unsäglichen Schmerz der liebenden Schwester auszudrücken vermochten.

Gleiches Lob muß allen anderen Schilderungen gespendet werden; den wenigen Naturschilderungen und der Darstellung der Localitäten. Den Schauplatz der Handlung, Schloß Elmeringhausen, zeichnet sie mit weniger Streichen; den geliebten westfälischen Wäldern, dem lieblichen Weserthal widmet sie warme, tiefempfundene Worte; aber es sind eben nur kurze Worte, nicht langathmige und ermüdende Schilderungen. Ueberall zeigt sich das Streben nach weiser Beschränkung, das nicht dem grübelnden berechnenden Verstande, sondern angeborener Künstlernatur entspringt.

Dieselbe Beobachtung machen wir bei den Charakteren. Unstreitig ist die Zeichnung der Charaktere die Stärke unserer Dichterin. Jede Person ist ausgerundet; sie wendet uns nicht eine Seite ihres Wesens zu, sondern das Vollbild. Selbst jene Personen, die nur vorübergehend auftreten, stehen

mit plastischer Anschaulichkeit von unserm Geistesauge. Ich erinnere nur an Lisbeth und die treffliche Frau Kniep, die, obgleich wir nur wenige Minuten bei ihnen verweilen, doch wie greifbar vor uns stehen. Aus tausend kleinen Zügen, die die Dichterin freigebig, aber behutsam über das ganze Werk austreut, setzt sich unsere Phantasie das Vollbild unwillkürlich zusammen.

Eine der lieblichsten Figuren, wenn nicht die lieblichste ist die kleine, mit unverkennbarer Liebe gezeichnete Hildegard.

Hildegard ist ganz Kind, aber ein Kind, das häufig ganz reife Gedanken zu äußern vermag, immer aber harmlos fröhlich ist. Zuerst führt sie uns die Dichterin vor, wie sie zu Tante Friederikens Füßen sitzt und ihre Lachlust nicht zu bezähmen vermag beim Anblick der wackelnden Locken der Tante. Dann neckt sie sich mit Hartfels herum, springt hierhin und dorthin, vermag nicht eine halbe Stunde ruhig auf einem Plage zu bleiben. Bewegung, Heiterkeit, das ist ihr Leben. So ein Waldfest, wie es die Wartotten's arrangirt, ist ein bemerkenswerther Punkt in ihrem sonst so ruhigen Leben.

„Hildegard war zur Küchenfee geworden. Hut und Handschuhe waren längst zur Seite geworfen, und das helle Sommerkleid aufgeschürzt. Eine große Küchenschürze vermochte nicht sie zu verunzieren, im Gegentheil, die zarte Gestalt schien in derselben nur noch niedlicher. So kniete sie mit lachendem Gesicht und glühenden Wangen vor dem Feuer, die große schwarze Pfanne in der Rechten haltend. Die herbeigekommenen Herren begrüßten mit Jubel diese Vorbereitungen; bald war das kleine „Aschenbrödel“, wie sie von ihren Vettern getauft wurde, von einer Schaar Hungriger umlagert. Jeder bat sich einen Kuchen aus, „recht heiß aus der Pfanne“, „recht braun“, „recht knusperig“, „recht schwarz gebrannt“, wie Alfred ihn zuletzt begehrte; es war eine lustige Scene. Hildegard war die Heldin des Tages. Wilderich wich kaum von ihrer Seite; erst bot er sich als Küchenjungen an und benahm sich dabei recht ungeschickt, zuletzt führte er Aschenbrödel im Triumph in den Kreis der Uebrigen, damit auch sie ihren Theil an den Freuden

des Mahles erhalte, und brachte dabei einen Toast auf die Spenderin so vieles Guten aus, der mit donnerndem Applaus aufgenommen wurde.“

Wie harmlos sie ist, geht besonders hervor aus den Aeußerungen, die sie über den künftigen Stammhalter von Elmeringhausen macht, ehe sie ihn gesehen hat. „Ich bin überzeugt, er ist ein abscheulicher alter grauer Brummbär, der uns Alle erschrecken und grob behandeln wird.“ Und als die Schwester nach dem Grunde dieser ihrer Meinung fragt, sagt sie einfach: „Es ist ganz sicher, er wird sein wie alle Erbschleicher in Büchern, oder wie der böse Mann im Märchen.“ Als der Erbe aber selbst kommt und sie einen alten Bekannten in ihm erkennt, klatscht sie in die Hände vor Freude. Sie träumt von neuen großartigen Vergnügungen, bei denen Wilderich und sie natürlich eine große Rolle spielen würden. Aber man denke, welch' ein Glend, da setzt sich der Wilderich hin und liest stundenlang aus Goethe's Torquato Tasso vor! „Die Geschichte ist ja ganz schön“, aber eigentlich hält sie Cooper's Lederstrumpf für viel interessanter, und sie muß sich alle Mühe geben, ein leichtes Gähnen zu unterdrücken, das sich immer und immer wieder einstellt.

Selbst ihre Verlobung mit Wilderich vermag nicht, sie aus ihrem unbefangenen Frohsinn zu ernsterer Auffassung des Lebens aufzuschrecken. Sie meint: „Ich habe Sie recht gern, und wenn Sie es nun einmal so wollen, und wenn Papa nichts dagegen hat, so“ — genug, Hildegard wird Wilderich's Braut, aber sie weiß sich gar nicht in die neue Rolle zu schicken. Sie meint:

„Es war doch wirklich zu langweilig, als heute Nachmittag Anna Wartotten und die beiden Vichy's hier waren, und ich, während diese mit Grifa draußen sich amüsirten, bei Wilderich und den alten Leuten bleiben sollte, fein artig, wie ein gutes Kind.“

Sie mag den Ernst des Lebens nicht begreifen und auf sich nehmen. Mit Wilderich, meint sie, habe sie sich in acht Tagen längst ausgesprochen, und vernünftige Gespräche zu führen, habe sie überhaupt keine Anlage. Ganz unglücklich aber wird sie, als sie bemerkt, daß Wilderich beim Walzer zu große Schritte macht und sie zu klein für ihn ist. „Es ist zum Weinen!“ sagt sie. Sie ist unglücklich, daß die andern Herren der Meinung zu sein scheinen, sie müsse immer mit Wilderich tanzen. Trotzdem bemerkt sie mit scharfem Auge, daß Wilderich sie nicht mit rechter Liebe liebt, und offenherzig wie sie ist, legt sie ihrem Verlobten die Lage dar. Sie bittet ihn, ihr nicht zu zürnen und die „Geschichte“ mit dem Vater „in Ordnung“ zu bringen. Höchst komisch schließt sie den Brief:

P. S. Denke Dir, eins der Ponies ist gestern gestürzt und lahmt sehr; ich fürchte, es wird nie wieder gut.“

Sie bleibt Wilderich's gute Freundin, hat sogar nicht das Mindeste dagegen, daß er nach ihres Vaters Bestimmung ihr Vormund wird. Darin findet sie nichts Bedenkliches. Nach einiger Zeit lernt aber auch sie der Liebe Freud' und Leid und wird Alfred Barkotten's lustige kleine Frau.

Man findet in Recensionen poetischer Producte so häufig das Adjectiv „dustig“ und es wird mit dieser ausdrucksvollen Bezeichnung großer Mißbrauch getrieben. Und doch kann man sich nicht enthalten, sie auf Hildegard anzuwenden. Es ist in der That ein dustiger Mädchencharakter, voll Poesie und Liebreiz. Gegen ihn treten in wirkungsvollen Gegensatz Erika und Mechtild, deren Liebe nur durch Pein und Gram belohnt wird. Erika ist eine Figur voll stiller Größe. Sie blendet nicht, aber sie fesselt dauernd. Mit warmem Interesse folgen wir dem meisterhaft dargestellten Entwicklungsgange ihrer Liebe zu Wilderich. Gleich bei ihrem ersten Zusammen treffen mit Wilderich fühlt sie sich von dem stolzen und energie=

vollen Ausdruck seines Gesichtes, das so gleichgültig auf sie herabblickte, merkwürdig abgestoßen und zugleich interessirt. Er wird ihr Führer zu Tisch und naht sich ihr mit einer steifen Verbeugung.

„Ihre Wangen wurden noch um einen Schatten bleicher, sie hob stolz das Haupt und preßte die Lippen aufeinander; aber ihre Hand zitterte doch ein wenig, als sie dieselbe auf seinen Arm legte.“

Am Tisch kümmert sich Erika dem Anschein nach wenig um ihren Nachbar; als jedoch das Gespräch auf kirchenpolitische Gegenstände gelenkt wird, und Wilderich Ansichten äußert, die den ihrigen entgegen stehen, mischt auch sie sich in die Rede und verfißt mit warmem Eifer ihre abweichende Meinung. Wilderich betrachtet sie mit einem moquanten Lächeln und meint, es sei Schade, daß sie sich nicht in's Centrum wählen lassen könne. Der Spott trifft Erika tief, sie ärgert sich, daß sie sich überhaupt mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Und als Dorneck sie später aussucht, um sie wegen seines Benehmens um Verzeihung zu bitten, antwortet sie ihm kalt und abwehrend, sie ist ihm tief böse und kann ihre Gedanken doch nicht abwenden von ihm. Als sie am andern Tage heimlich sieht, wie er ein vor seinem Hund erschrecktes Kind in seine Arme nimmt und zart liebkost, wird sie von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt. Da erblickt er sie, mit einem Sprunge ist er an ihrer Seite, es folgt ein lustiges Wortgefecht zwischen Beiden. Abends möchte sie gern nicht in seiner Gesellschaft nach Hause fahren — aber, o Schrecken, Vetter Erich bleibt zurück und überläßt es Wilderich, den Kutscher zu spielen. Da sitzt sie denn an seiner Seite. Aber wie sie ihn nun heimlich von der Seite betrachtet, muß sie sich doch sagen, daß er gut aussieht. Bald entwickelt sich zwischen Beiden ein Gespräch, in welchem er sie offen fragt, ob er sie beleidigt:

„Ja“, jagt sie leidenschaftlich, „Sie thun es fortwährend und nun haben Sie auch Ihr Ziel erreicht. Sie haben mich gezwungen

zu sagen, was ich verschweigen wollte; und das nur zu dem Zwecke, um über mich zu triumphiren, mich zu verhöhnen."

Und so fährt sie fort. Anstatt aber durch diesen Erguß sich beruhigt zu fühlen, kommt sie sich im Gegentheil, seiner Ruhe und Gelassenheit gegenüber, unendlich klein und niedrig vor, und sie fühlt sich innerlich beschämt. Noch mehr wird sie es, als sie die Kraft und Entschlossenheit sieht, mit welcher er der wild gewordenen Pferde Herr wird. Sie gewinnt „die Ueberzeugung, daß dieser Mann Alles, was im Bereiche menschlichen Willens, menschlicher Energie liege, zu erreichen vermöge.“ Jetzt bewundert sie ihn und fürchtet ihn. Am Abend kann sie nicht schlafen:

„Was hatte sie nicht erlebt an dem einen Tage? Es kam ihr Alles so wichtig, so drückend vor, und Alles hatte nur dieser räthselhafte Mensch verschuldet, der ihr so mißfallen hatte, und der sie so interessirte, daß sie den Gedanken an ihn nicht los wurde. Weshalb hatte er nur diese Gewalt über sie? Sie hatte den ganzen Tag über sich für die Beleidigte gehalten, und auf einmal, sie wußte nicht wie, drehte er das Blatt um und zeigte ihr, daß sie kindisch, ungerecht, unedel gehandelt hatte.“

Wochen vergehen, da tritt ihr Wilderich als künftiger Erbe von Elmeringhausen entgegen. Jetzt aber naht sie ihm weit sympathischer, sie findet vielfache Berührungspunkte mit seinen Ansichten, allmählig keimt die Liebe in ihrem Herzen auf. Da kommt der böse Nachtfrost, die üblen Nachreden der Tante, und stören die Triebkraft der jungen Pflanze. Wie von Sinnen, aber hoch aufgerichtet und stolz, geht sie ihrem Zimmer zu und dort bricht sie lautlos zusammen.

„Im ersten Augenblicke ist das kühne leidenschaftliche Mädchen wie vernichtet. Wie ein Wurm, der sich im Staube krümmt, liegt sie auf den Knien in ihrem Gemach, ohne Seufzer, ohne Thränen, ohne Klage. Stumm und lautlos ringt sie die Hände.“

Und vor ihren Augen schwebt die ganze Schmach! Er hatte eine Braut und naht sich ihr mit liebevollem Werben!

„Zornig springt sie auf und ballt die Hände! Alles Lug und Trug! . . . O wie sie ihn haßt! Wie richtig ist ihr erstes Urtheil gewesen: er ist ein harter, kalter, treulofer Mensch!“

Bald aber gewinnt ihr Stolz die Oberhand, sie will ihm zeigen, daß sie sich von ihm nicht niederwerfen läßt. Anderen Tages geht sie gegen seine Bitten nach Gerten herüber. Als sie zurückkommt, ist Wilderich abgereist. Mechanisch geht sie auf sein Zimmer hinauf, dort findet sie ihre Blumen und ihr Porträt zerrissen am Boden. „Als sie das sieht, ist es vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung.“ Sie fühlt sich schuldig, sie hat ihn beleidigt, unsäglich beleidigt, und er ist geschieden in gerechtem Zorn! Mit Sehnsucht wartet sie auf seine Rückkehr, und als er endlich wieder da ist, hört sie aus ihrem zufällig gewählten Verstecke, daß er um Hildegard's Hand anhält.

„Als aber jetzt der Vater Hildegard ihrem Verlobten entgegen führte, da sprang sie auf und eilte wie ein gehektes Wild von dannen. Mit fliegenden Schritten ging sie durch den Garten, und von da weiter immer weiter in den Wald hinein. „Nur fort, fort, tönte es in ihren Ohren, fort von der verhaßten Scene, deren Zeuge du eben warst.“ So eilte sie dahin im glühenden Brand der Mittagssonne, bis tief in das Dunkel des Waldes, an eine Stelle, wo sie sicher war, keinem menschlichen Auge zu begegnen. Dort endlich sank sie an einer alten Eiche nieder, umklammerte den Baum und preßte ihr Gesicht an seine rauhe Rinde, als wollte sie nach der Sitte der alten Deutschen dem Baum ihr Elend bekennen. Keine Thräne kam in ihre Augen, kein Laut über ihre Lippen, nur ein dumpfes Stöhnen erschütterte von Zeit zu Zeit ihre Gestalt.

Also das war das Ende ihrer Liebe! Eine Stunde sollte sie hinfort für sie sein; denn der Mann, dem sie ihr ganzes warmes Mädchenherz hingegeben, er gehörte nun einer Andern. Ausrotten mußte sie das Gefühl, das seit langem Wurzel in ihr geschlagen, das sie in letzter Zeit gehegt und groß gezogen hatte mit allen Kräften ihrer Phantasie und ihres Willens. Nicht mehr denken durfte sie an ihn, dessen Bild doch Tag und Nacht vor ihrer Seele gestanden, denn er war ja der Verlobte ihrer Schwester. — O hassenswerther Gedanke, auf eine Schwester eifersüchtig sein zu müssen! Diejenige, die sie unter

allen Menschen am meisten lieben sollte, fühlte sie sich versucht zu hassen. Entriß ihr doch Hildegard das, was allein in Erika's Augen Werth besaß, und nahm es, ohne es selbst zu achten, leichtsinnig, wie ein Kind ein Spielzeug annimmt. Sie war zu sehr überzeugt, daß Hildegard Wilderich nicht liebe, daß sie nur ein kindisches Gefallen an ihm habe, während sie selber — o wie lächerlich und klein kam sie sich jetzt vor — während sie selber ihre Liebe, die ganze, ungetheilte erste Liebe ihres Herzens hingegeben hatte, ohne daß sie darum gefragt worden war, an Einen, der sie verschmäht, der statt ihrer ein Kind gewählt hatte, welches ihn nicht wieder liebte.

Ich muß darauf verzichten, die weitere Entwicklung in ähnlicher Weise nachzumalen. Das muß man selbst lesen mit den eigensten Worten, in der lebenswarmen Darstellung der Dichterin. Möge Obiges genügen zu zeigen, wie sehr die Dichterin der psychologischen Entwicklung Meister ist.

Nicht ganz gelungen erscheint der alte Baron von Elmeringhausen. Der Charakter ist ja gut angelegt, ohne Zweifel, aber an zwei Stellen scheint er mir doch die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten. Als Hartfels um die Hand Mechtild's anhält, sagt ihm der Vater die unentschuldbare Grobheit in's Gesicht: „Sie speculiren wohl auf eine reiche Mitgift?“ Das sagt der Baron einem Manne in's Gesicht, den er nur als Ehrenmann kennt, den er in dem wochenlangen Aufenthalte auf Elmeringhausen nur achten gelernt hat? Da sind einige Zweifel doch wohl erlaubt. Jedenfalls war es nicht nöthig, daß die Dichterin der Abweisung des Vaters einen so verletzenden Ausdruck gab. Weiter ist es etwas stark, wenn der Baron seinen tanzmüden Sohn Raban mit den Worten anfährt: „Tröste mich Gott, daß ich keinen anderen Sohn habe!“ Die Veranlassung ist doch gar zu geringfügig für eine solche empörende Aeußerung.

Gar nicht gefallen will mir endlich die Tante. Sie kommt mir zu übertrieben böshaft vor. Für ihr schändliches Handeln gegen Erika und Wilderich glaubt die Dichterin die Motive gebührend geliefert zu haben — wie aber steht es

mit ihrem Verfahren gegen Mechtild? Welche Motive kann sie haben, auch dieser Glück zerstören zu wollen? Wir suchen vergebens, denn daß Hartfels protestantisch, würde dieser Tante keine Bedenken verursacht haben. Bleibt nur übrig die reine Bosheit. Hätte die Dichterin Friederike nur einmal glückstörend eingreifen lassen — Mechtild und Hartfels wären ja auch ohne ihr Zuthun getrennt worden — so würde der Charakter viel von seiner Häßlichkeit verloren haben und er uns menschlich näher gerückt sein. So verbindet sich der Zweifel an der Existenz solcher Bosheit mit der Ueberzeugung, daß die Dichtkunst solche absolut schlechte Charaktere nicht darstellen soll.

Mit Bedauern trennen wir uns von dem schönen Werke, von dem sich noch viel Gutes sagen ließe, an dem noch tausend Schönheiten und Feinheiten aufgedeckt werden könnten, und schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß die Dichterin ihre gewandte Feder nicht ruhen lassen, sondern uns recht bald ein neues Werk schenken möge!